

Nach der Krise ist vor der Krise

KULTURBETRIEB Was hatte man die Zeit nach den Pandemiemaßnahmen herbeigesehnt: endlich wieder Theater und Konzerte! Doch viele Orte bleiben jetzt leer. Ob im Winter geheizt werden kann, ist zweifelhaft. Acht Kulturschaffende erzählen von ihren Ängsten, ihren Hoffnungen.

Eigentlich sollte dieser Sommer die große Erholung für die Kultur bringen: die Corona-Maßnahmen überwiegend beendet, große Teile der Bevölkerung geimpft oder genesen. Doch die Warnsignale kamen bereits im Frühling: Erste Premieren im Theater waren nicht mehr ausverkauft, Plätze in Opernsälen blieben leer. In der Konzertbranche fehlen Arbeitskräfte; viele Ehemalige haben andere Jobs gefunden. Und das ist nur der Anfang. Der Krieg Russlands gegen die Ukraine könnte noch weitergehende Folgen für die Kulturbranche haben. Der Deutsche Bühnenverein ist besorgt, dass die deutschen Opern und Theater in den Notfallplänen des Städtetags nur unter »Freizeiteinrichtung« geführt werden. Werden die Theater und Konzertsäle im Winter kalt bleiben? Oder gleich geschlossen? Geht das ganze Elend von vorn los?

Sebastian Schnoy,

52, lebt in Hamburg. Er ist Kabarettist und Schriftsteller.

Mein Versuch bei einer Woche Segeln nicht an den nächsten Winter zu denken, ist gescheitert. Gestern habe ich dabei mit meiner Familie die Gasröhren Nord Stream 1 und Nord Stream 2 in der Ostsee vor Lubmin überquert. Sollte nicht wenigstens durch eine von beiden bis zum nächsten Herbst wieder normale Mengen Gas fließen, steht mir der dritte Winter bevor, in dem ich nicht uneingeschränkt arbeiten kann.

Ich bin Kabarettist und verdiene mein Geld hauptsächlich mit einer Solotour durch Theater. Wenn sich die Lage weiter verschärft, wird es zu Gaseinschränkungen kommen. In der Liste der abschaltbaren Einrichtungen werden Theater ganz oben auftauchen. Natürlich ist das Beheizen von Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen und Privathaushalten wichtiger. Auch zeigt sich, dass es kaum eine Industrie gibt, auf deren Produkte wir verzichten könnten ohne dramatische Versorgungsengpässe. Klar sollte aber auch allen sein: Wenn erneut von den Theatern erwartet wird, dass sie für das Gemeinwohl ihren Betrieb einschränken, müssen alle, die dort ihr Geld als Soloselbstständige verdienen, finanziell unterstützt werden.

Die durch Corona gebeutelten Hotels und Airlines können sich gerade erholen. Die

Theater nicht. Ich habe mein Geld auf den Bühnen immer im Winter verdient. Von Juni bis Ende August war Sommerloch. Im Sommer gehen die Menschen auf kleine und große Reisen, nach zwei Coronajahren mehr denn je. Aber meine Wintertermine werden nun zum dritten Mal in den Sommer verschoben. Ich trete abwechselnd Open Air im Wolkenbruch auf oder im Theater, wenn draußen über 30 Grad sind.

Da alle nur noch im Sommer auftreten dürfen, spielen unweit von jedem meiner Gastspiele immer Sting, Springsteen, die Stones oder alle gleichzeitig. Übrigens ein Grund, warum es vielen aus der Kabarett- und Comedyszene so schwerfällt, ihr Leid zu klagen. Sting war ausverkauft, wo also ist das Problem? Das Problem ist, dass allen, die mit Wortprogrammen auftreten, rund 60 Prozent des Publikums fehlen. Wer sich vor dem Virus verstecken will, kommt nicht, wenn es wie jetzt keine Maskenpflicht gibt. Gibt es eine Maskenpflicht, wie für den Herbst angedroht, kommen all jene nicht, denen es zu nervig ist, einen Theaterabend mit Maske zu verbringen. Wegen der Inflation suchen die Leute Verzichtbares und finden Erdbeeren, Spargel und Theatertickets. Die Kombination aus weniger Publikum bei vervielfachten Energiekosten bringt schon jetzt private Bühnen in finanzielle Schwierigkeiten. Mein Tourplan für den nächsten Winter ist voll, aber ich Sorge mich, ob all das so stattfinden kann. Ich habe vier Kinder.

Moritz Rinke,

54, ist Schriftsteller und lebt in Berlin.

Im Winter soll mein neues Buch erscheinen. Es wird den Titel »Unser kompliziertes Leben« haben. Da Verlage ihre Vorschauen lange vor Erscheinen der Bücher verschicken, musste ich mich schon vor längerer Zeit, in irgendeiner Coronawelle, für diesen Titel entscheiden.

Und nun, Ende Juli? Klingt »Unser kompliziertes Leben« untertrieben. Der Titel stammt ja noch aus der Zeit vor dem Krieg, vor der Zeitenwende, vor der Pazifikumskrise, der Waffenlieferungskrise (wir haben keinen Pazifismus mehr und keine Waffen, beides gleichzeitig) und natürlich der Energiekrise, der Lieferkettenkrise, der Lebensmittel-

knappheitskrise, die ja in anderen Regionen der Erde eine Hungerkrise ist. Ich habe mir früher nie Gedanken gemacht, was ein Brot kostet, jetzt schon. Außerdem lese ich über die Dürren, die Hitzewelle, die Hitzetoten, die Waldbrände, die Affenpocken, Transgender, den Personalmangel in den Krankenhäusern, in den Schulen, überall.

Ein Freund bei einer Zeitung erzählte mir – als Nord Stream 1 gewartet wurde und kein Mensch außer Putin wusste, ob je wieder Gas kommen würde –, dass sie noch genau für neun Wochen Papier hätten. Kann es also sein, dass mein Buch über unser kompliziertes Leben im Winter gar nicht erscheint, wenn es kein Papier mehr geben sollte? Dann würde ich gerne Theater mieten und daraus vorlesen. Aber kann dann noch jemand kommen wegen der siebten (oder achten oder neunten) Coronawelle? Und wenn es dann im Theater zu kalt sein wird? Müssen wir dann Schutzmasken tragen plus Thermoanzüge? Wieso kann man diese Hitze jetzt nicht speichern, um sie dann im Winter zu verwenden?

Ich wäre gerne so eine Art Einstein mit der genialen Hitzespeicherformel. Ich wäre überhaupt gerne ein Zauberer mit guten Nachrichten. Manchmal wird es angenehm kühl in mir, wenn ich jetzt einfach an den nächsten Winter denke, an die kalten Wohnungen, an das Warmduschverbot von Robert Habeck. Vielleicht kann man es dann im Winter genau andersherum machen und an die Feuersbrunst dieses Sommers denken? Ja, vielleicht hilft uns am Ende nur noch die Fantasie.

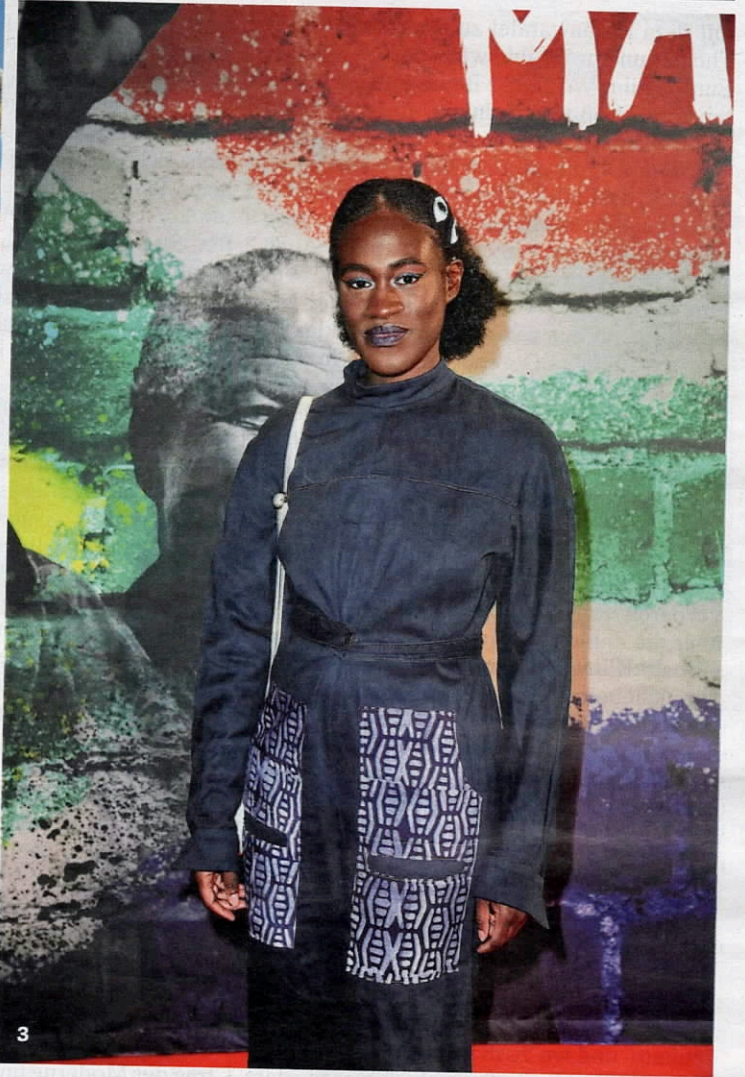
Ivy Quainoo,

29, ist Sängerin und Schauspielerin. Sie war die Gewinnerin der ersten Staffel von »The Voice of Germany« und spielt eine Hauptrolle im Musical »Hamilton«, das ab Oktober in Hamburg laufen soll.

Meine erste große Theaterrolle war Hermine im Stück »Harry Potter und das verwunschene Kind«. Die Premiere sollte eigentlich am 15. März 2020 sein – kurz vorher wurde sie abgesagt, wegen des ersten Corona-Lockdowns. Jetzt bin ich Teil von »Hamilton« und freue mich auf die Premiere im Oktober. Ich persönlich schaue positiv in die Zukunft. Gleichzeitig habe ich ein schlechtes Gewissen. Ich sehe das schöne Wetter und denke, es hat



1



3



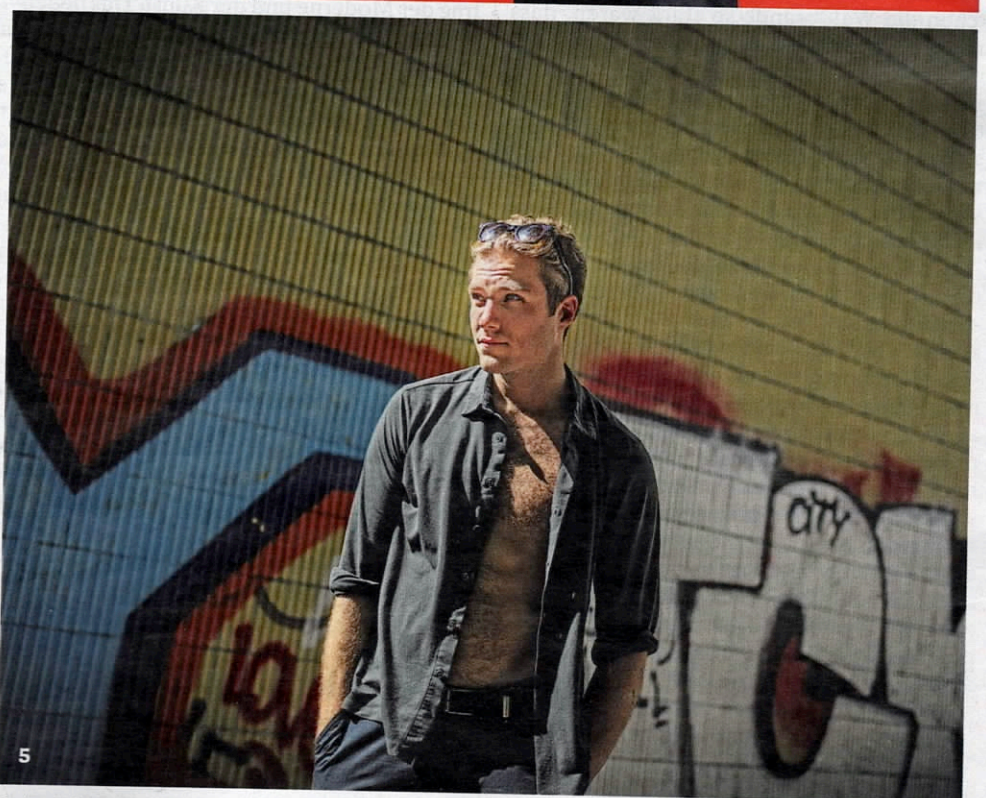
2

United Archives / Jilstein Bild



4

Gordon Welters / DER SPIEGEL



5

Museumsdirektor Biesenbach 2 | Schriftsteller Rinke 3 | Sängerin Quinoo 4 | Intendantin Frey 5 | Schauspieler Sperber

mit dem Klimawandel zu tun. Ich gehe ins Theater und probe und weiß, dass es Krieg in Europa gibt. Wo ist der Beitrag, den ich leisten kann? Könnte ich einen Unterschied machen, wenn ich etwas anders machen würde?

Wenn ich mir die Coronajahre anschau, sehe ich, dass wir in Deutschland vergleichsweise gut aufgestellt waren, um mit einem so großen Problem zurechtzukommen. Auch uns Künstler:innen wurde geholfen. Wer einen Job hatte, war abgesichert. Wer frei arbeitete, für den war es schwieriger, klar. Es war trotzdem ganz anders als etwa in England. Ich bin dankbar dafür, wie es für mich gelaufen ist. Gleichzeitig bin ich skeptisch, ob wir wirklich etwas aus den vergangenen Jahren gelernt haben. Ich glaube, wir sind individuell, aber eben auch als Gesellschaft darauf gepolt, kurzfristig zu denken. Es werden andere Pandemien kommen, da sind sich alle Expert:innen einig, aber werden wir besser vorbereitet sein? Offiziell ist Corona vorbei, aber die Zahlen sind immer noch hoch. Das globale Klimaproblem ist entstanden, weil wir nicht besonders vorausschauend gedacht haben. Und es wird auch nicht behoben, weil wir nicht vorausschauend planen. Vielleicht liegt dies auch nicht in unseren Möglichkeiten.

Klaus Biesenbach,

56, ist Direktor der Neuen Nationalgalerie in Berlin und des entstehenden Museums des 20. Jahrhunderts.

Ich bin im vergangenen Winter nach Berlin zurückgezogen. Ich kam aus Los Angeles, wo ich das Museum of Contemporary Art geleitet hatte und wo 2018 in meinen ersten Wochen die Waldbrände so stark waren, dass wegen des Rauchs die Fenster geschlossen bleiben mussten, man konnte nur mit Atemmaske ins Freie. In den Büros hatten wir Vorräte an Masken. Dann kam Corona, und wir mussten sie wieder aufsetzen. Als ich mein erstes Erdbeben erlebte, rief eine Kollegin mich an und sagte, ich solle mich unter einen Türrahmen stellen oder unter den stabilsten Tisch hocken und möglichst immer Schutzbrille, Taschenlampe und Verbandskasten dabei haben.

Die Pandemie versetzte Los Angeles in eine Stimmung, die an einen Katastrophenfilm erinnerte. In einer Stadt, in der ohnehin jeder in einer überschaubaren Blase lebt, wurde das zivile gesellschaftliche Leben eingestellt. Mehr als ein Jahr lang kamen viele Leute nicht mehr aus ihren Häusern heraus, zumindest jene nicht, die es sich leisten konnten. Mehr denn je war zu spüren, dass die USA keinen echten Gesellschaftsvertrag und kein wirkliches soziales Netz haben, keine nennenswerte Versorgung durch Krankenversicherung und Arbeitslosengeld. Eine ganze Gesellschaft, die nie etwas spart, die mit Freude Geld und noch mehr Geld ausgibt, drückt auf den Panikknopf.

Früher gab es eine Kunstszene als Wahlverwandtschaftsfamilie, man sah sich ständig,

nach jeder Eröffnung ging man nachher noch zusammen aus. Das war eine Form des sozialen Lebens. Doch das ist vorbei. Corona hat erst zu einer Pause geführt, dann zu einem Stillstand, und ich frage mich, ob die Zukunft nicht viel privater sein wird als die Vergangenheit. Man lebt seinen eigenen Lockdown weiter, hört abends ein Audiobuch, schaut Netflix. Stehen wir vor einem Ende des gesellschaftlichen Lebens, wie wir es kannten? Vor dem Ende der Zuversicht?

In meinem ersten und sehr kalten Berliner Winter 1989/90 hatte ich eine kleine, schlecht beheizte Wohnung, 500 Meter von der Museumsinsel entfernt. Tagsüber saß ich im Bode-Museum, habe gelesen und mich aufgewärmt. Ich könnte mir vorstellen, dass auch der nächste Winter in Berlin kalt sein wird, und ich würde gerne unsere Museen öffnen, mehr Sitzmöbel hineinstellen und einen Ort zum Verweilen und Aufwärmen anbieten.

Ein paar Tage nach dem Beginn des Ukrainekrieges haben wir die Neue Nationalgalerie auch nachts geöffnet, ich war 36 Stunden am Stück im Museum. Zwischen 5 und 6 Uhr morgens kam eine Frau herein und erzählte mir, sie sei weit über achtzig und habe mit allem ihren Frieden gemacht, aber jetzt könne sie nicht mehr so ruhig dem Tod entgegensehen, nicht in Frieden sterben, weil sie nicht wisse, welche Welt zurückbleiben wird.

Ich frage mich, welche neue Krise jetzt kommen wird. Die nächste Hitzewelle, die nächste Coronavariante, der nächste kriegerische Akt, eine extreme Inflation? Vielleicht klingt es pathetisch, aber das Gemeinsame und Proaktive ist für mich der utopische Auftrag der Moderne und der Kunst. Das bedeutet, dass das Museum der Moderne, an dem ich in Berlin mitbauen darf, diese Rolle als ein Haus, Katalysator und eine Brücke für uns alle haben wird.

Meine Hoffnung ist, dass wir aus dem 20. Jahrhundert genug gelernt haben, um nicht sehenden Auges in eine letzte Katastrophe zu schlittern. Das Museum sollte uns weiter gemeinsam lernen lassen. Ich wünsche mir, dass es ein Ort für alle sein wird, der dazu beiträgt, dass wir nicht alle wie in den Filmen »Melancholia« oder »Don't Look Up« nur auf den Einschlag des Himmelskörpers warten. Und Kunst hat auch das für mich: einen unbeirrbaren Optimismus, der in Verbindung mit Aktivismus auch etwas erreichen kann. Kunst kann die Bilder schaffen, die uns den nötigen Ruck geben. Ich stelle mir ein Museum immer als einen schattigen Garten vor, Schatten werden wir alle bald brauchen.

»Wird die Zukunft viel privater sein als die Vergangenheit?«

Klaus Biesenbach, Museumsdirektor

Lukas Rietzschel,

28, ist Schriftsteller. Er lebt in Görlitz.

Es ist mühsam, am Rand zu stehen und zu beobachten, wie sich die große gesellschaftliche Debatte vom Coronavirus über die Impfpflicht und mRNA-Technologien zum russischen Angriffskrieg, zum Warmduschen und zur AKW-Laufzeitverlängerung verschiebt. Ich habe mich während der Lockdowns damit abgefunden, dass Virolog:innen und Podcast-Philosophen die gesellschaftlichen Belange diskutieren. Und natürlich hatte ich gehofft, dass sich daran etwas ändern würde. Politik im Krisenmodus – wahrscheinlich bedeutet das eine Verschiebung der Diskussionskultur. Für Abwägungen, Nachfragen, für das Austauschen von Argumenten ist da einfach keine Zeit. Hat meine Vorstellung von demokratischer Entscheidungsfindung in den letzten Monaten gelitten? Ja, schon. Weiß ich, dass das in besonderen Zeiten ein hoffentlich vorübergehender Zustand ist? Irgendwie, ja. Spielt bei alledem auch die Kränkung meines Egos hinein? Auf jeden Fall.

Aber das Publikum, das zu meinen Lesungen kommt, kann mich nur bedingt trösten. Der Bedeutungsverlust, den die Kunst in den letzten Jahren erfahren hat und den ich nur langsam zu akzeptieren verstehe, ließe sich durch Menschen abmildern, die nun umso begieriger nach intellektuellem Input suchen. Aber oftmals ist da gar kein Publikum mehr. Das kann an mir liegen, klar. Andererseits höre ich von vielen befreundeten Autor:innen, dass es ihnen ähnlich geht. Gleiches gilt für Theatervorstellungen, Konzerte, Kinofilme. Ich verdiene mein Geld vor allem durch Lesungen, Buchverkäufe fallen kaum ins Gewicht, das Fernbleiben des Publikums beobachte ich daher mit Unruhe. Allerdings werden überall Arbeitskräfte gesucht. Wenn es so weitergeht, werde ich in Sachsen als Quer-einsteiger Arzt.

Barbara Frey,

59, ist die Leiterin der Ruhrtriennale.

Das ständige Antizipieren von weiteren Katastrophen lässt einen erstarren. Die Künste aber brauchen Bewegung. Wie alles, was lebt. Die Ruhrtriennale nimmt selbstverständlich den Schutz der Gesundheit aller Beteiligten und des Publikums ernst und richtet sich nach den geltenden Corona-Sicherheitsmaßnahmen. Niemand kann prognostizieren, welchen Einfluss Pandemie und Krieg im Herbst hierzulande haben werden. Wir wollen jedenfalls unbedingt weiter Kunst zeigen und im Austausch bleiben. Aufhören ist keine Option.

Katharina Kollmann,

37, veröffentlicht ihre Musik unter dem Künstlernamen Nichtseattle, im April erschien ihr Album »Kommunistenlibido«.

Ich bin mit einem Gefühl von Prekarität und Krise aufgewachsen, sowohl persönlich als



Noel Richter



Kerstin Pukall



...uch gesellschaftlich. Dieses Grundgefühl wurde mir über die Familie, die Schule und überhaupt die Eltern-Generation vermittelt, die Wendezeit in Ost-Berlin. Der sorgenvolle Blick auf eine ungewisse Zukunft im Kapitalismus war bei meinem überarbeiteten Vater, aber auch bei meiner Geschichtslehrerin genauso deutlich wahrzunehmen wie der mal enttäuschte, mal genervte Blick in die Vergangenheit gescheiterter Ideale. In dieser Atmosphäre gab es auch privat noch ein paar bittere Pillen zu schlucken, sodass ich kein Dauersonnenschein bin, der sich auf den nächsten Sommerurlaub freut. Zukunft ist schon länger nichts, womit ich großartig rechne. Dafür geht es mit der Gegenwart ganz gut, auch dank der Musik.

Die war für mich immer etwas, das sich meinem prekären Grundgefühl entgegenzusetzen konnte, aber es gleichzeitig auch ständig reproduziert, schon allein durch meine Lebensführung und weil ich über dieses Gefühl schreibe. Meine Lieder sind für mich seit meiner Jugend ein Zuhause. Trotzdem war Musikerin zu sein für mich nie leicht, nicht erst durch Corona, es gehörte bisher immer viel Arbeit, Mut und ein Haufen Unannehmlichkeiten dazu.

Andere sind sicher mehr in ihrem Sicherheitsgefühl erschüttert. Auch die Gesicherten und Wohlbehüteten stehen inzwischen auf wackligen Beinen, wegen Corona, aber auch wegen des Ukrainekriegs, des Klimawandels und der sozialpolitischen Versäumnisse auf dem Wohnungsmarkt, der überhaupt kein Markt sein sollte, und des Gesundheitswesens, das erst recht kein Markt sein sollte. Es müssen

neue Wege beschritten werden, wenig kann so bleiben, wie es ist. Ich hoffe, es klingt nicht zynisch, aber in manchen Momenten stimmt mich das sogar ein bisschen fröhlich.

Lukas T. Sperber,
26, ist Schauspieler und lebt in Berlin.

Ryan Gosling erzählte in seinen frühen Interviews, dass er vor seinem Durchbruch Teller gewaschen hat. Das ist der Traum, der jeden Schauspieler dazu bringt weiterzumachen: Irgendwann klappt es. Daran zu glauben fällt besonders dann schwer, wenn man unten ist. Im Januar 2021 dachte ich an Goslings Interviews. Ich schwitzte im 22. Stockwerk eines Rohbaus neben bulgarischen Leiharbeitern und dämmte Wände. Die Pandemie war ein knappes Jahr alt, fühlte sich fast vertraut an; die Erinnerung ans Spielen verblasste stetig. Die Sehnsucht danach hingegen wuchs. An sich hatte alles gut begonnen: 2018 Abschluss an der Ernst-Busch-Schauspielschule, erstes Engagement bei Claus Peymann am Schauspiel Stuttgart. Als im März 2020 wegen des ersten Lockdowns eine Generalprobe abgebrochen wurde, machte ich mit meinen Kollegen noch Witze. Erst mal Wohnung renovieren. Nach einem Monat die Agentur: »Du könntest eine Leiche spielen.« Okay, machte ich, Miete zahlen, war halt Pandemie. Zwei Sätze sagen, vom Auto umgefahren werden. Danach wieder warten.

Sommer 2020, das Geld wurde knapp. Coronahilfen-Formulare verstand niemand.

»Sind Sie selbstständig?«

- 1 | Schriftsteller Rietzschel
- 2 | Musikerin Kollmann
- 3 | Kabarettist Schnoy

»Nee, also, ja, also eigentlich ja, aber doch nein.«

Irgendwann kam das Geld trotzdem. Herbst. Wieder waren die Bühnen dicht, wieder drehte keiner. Fragen nach der Identität drängten sich auf. Wer bin ich abseits des Berufs? Was kann ich, was interessiert mich noch? Architektur studieren? Der Wunsch nach Sicherheit. Die Vorstellung aber, Filme zu sehen, in denen ich hätte spielen können, schrecklich. Außerdem muss das in mir irgendwo hin, diese Spielenergie, diese Leidenschaft.

Winter 2021, Geld jetzt wirklich alle. Was für ein Scheißberuf, was für eine Scheißzeit. Teller waschen ging nicht, die Restaurants hatten zu. Für einen Job bei einer Bautischlerei gab es ein wenig Geld und Einblick in eine fremde Welt. Morgens um 5.30 Uhr in der U-Bahn neben Arbeitern sitzen, die ihr Morgenbier öffneten. Später auf dem Bau in Frankfurt vibrierte das Handy in der Tasche, ich wischte meine von der Glaswolle juckenden Hände ab. Ein gutes halbes Jahr später stand ich neben Lars Eiding und Moritz Bleibtreu auf dem roten Teppich des Kölner Filmfests im Blitzlichtgewitter und dachte an das Wändedämmen, während ich in die Kameras lächelte. Keiner hat's gesehen.

Sommer 2022. Nächste Woche drehe ich wieder. Im November spiele ich Theater, den Jason in »Medea«. Es sieht gut aus. Wenn wir spielen dürfen, wenn alles gut geht, wenn die Welt nicht untergeht.

Aufgezeichnet von Andreas Borcholte, Wolfgang Höbel, Elisa von Hof, Ulrike Knöfel, Tobias Rapp, Katharina Stegelmann